

Sonntags-Blatt

Leitung:
Dr. phil. Franz Gruebe

der Rheinischen Volkszeitung

Verlagsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Abdruck aller Artikel verboten

Nummer 38

Sonntag, den 19. August 1917

85. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 19. August (12. Sonntag nach Pfingsten):
Erbauung; Montag, 20. August: Bernhard; Dienstag,
21. August: Johanna Franziska v. Chantal;
Mittwoch, 22. August: Symeon; Donnerstag,
23. August: Philipp Ventius; Freitag, 24. August:
Bartholomäus; Samstag, 25. August: Ludwig.

1000

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 10, 23-37.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet! Denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und hören, was ihr höret, und haben es nicht gehöret. Und siehe, ein Gesetzeslehrer trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was steht geschrieben im Geseze? Wie liest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halb tot liegen gelassen hatten. Da fiel es ihm ein, daß ein Priester denselben Weg hinabzog; und er sah ihn und ging vorüber. Dergleichen auch ein Levit; er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritaner aber kam zu ihm, sah ihn und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, goß Öl und Wein in seine Wunden und verband sie; dann hob er ihn auf sein Esel, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber auswendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm getan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Geh hin und tu dergleichen!

Altar und Priester

(Fortsetzung)

Die Feier der hl. Messe in der Form eines Beichtnamens ist, wie wir das letzte Mal gesehen haben, in den Kirchen mit nur einem Priester selten, meistens nur einmal im Jahre beim Patrozinium gebräuchlich, da zu dieser Feier die benachbarten Geistlichen sich einzufinden pflegen und also die zwei zum Beichtnamt benötigten Priester zu haben sind. Es ist eigentlich bedauerlich, daß in den letzten Jahren sich so viele Gemeinden in unserer Diözese entschlossen haben, ihr Patrozinium nicht mehr auf den Tag zu feiern, sondern auf den folgenden Sonntag zu verlegen. Das Patrozinium ist das Familienfest der Gemeinde, an dem sich die Gläubigen aller Wohlthaten erinnern, die sie in der Gemeinde empfangen haben, aus neuer ihre Vor-

sätze zu einem katholischen Leben erneuern und alle ihre Anliegen ihrem himmlischen Sachwalter ans Herz legen. So ein Feiertag mitten in der Woche bedeutet doch etwas besonderes, eine Ausnahme gegenüber der Nachbargemeinde und dann auch für Herz und Gemüt, Verstand und Ueberlegung einen Antrieb zur seelischen Erhebung. Der Besuch des Patroziniums durch benachbarte Geistliche ist am Sonntag fast unmöglich gemacht, da der Geistliche am Sonntag in seiner eignen Gemeinde unabkömmlich ist. Damit hört aber die feierliche Begehung des Patroziniums durch die Mitwirkung mehrerer Priester auf. Nur da, wo es dem Pfarrer gelingt, sich Urlaub zu schaffen durch Heranziehung von Ordensgeistlichen, kann der Patroziniumstag in hergebrachter Feierlichkeit gehalten werden.

Jede Pfarrei hat ihre Familienfeiertage, die sie nicht mit anderen Pfarren teilt. Außer dem Patrozinium ist darunter der Tag zu zählen, da der Bischof zum Firmament kommt. Der Bischof kann nicht in jede Kirche kommen. Er müßte ja sonst das ganze Jahr auf Firmungsreisen sein. Das bringt auf die Dauer auch ein junger rüstiger Bischof nicht fertig. Unsere Diözese ist nicht so ausgedehnt. Aber andere zählen so viele Gläubige, daß dort zur Unterstützung des Bischofs noch ein zweiter Bischof angestellt ist, der sog. Weihbischof. In großen Diözesen gibt es sogar zwei Weihbischofe. Die Firmung wird deshalb meistens in einer größeren Kirche erteilt, zu der die benachbarten Gemeinden sich einfinden. So ein Firmungstag ist ein Ereignis in der Gemeinde. Gewöhnlich richtet es der Bischof so ein, daß er alle drei Jahre zum Firmament kommt. In seiner Begleitung befindet sich der bischöfliche Kaplan und der Diener, der in zwei Handkoffern die bischöflichen Gewänder, den Bischofsstab (zum Auseinanderdrehen) und die hl. Öle mitführt. Wenn es den Bischof nicht zu viel anstrengt, hält er zur Erhöhung der Feier ein sogenanntes Pontifikalamt, das ist ein Amt mit großer Minutrität und dem bischöflichen Thron im Chor der Kirche.

Ein echtes rechtes Familienfest der Gemeinde ist der Weißsonntag. Dieser Tag bringt dem Pfarrer stille heilige Seelsorgsruhe und die Genugung für lange Mühe und Arbeit. Es sind ja die Erstlinge der hl. Eucharistie, junge Christen, die dem Heiland dargelegt werden. Auch das Elternhaus empfindet diesen Tag als einen hohen Feiertag und Gedenktage, namentlich dann, wenn das erste Kind der Familie zum Tische des Herrn zugelassen wurde. Hier findet der Priester den Weg zum Herzen seiner Gemeinde, hier öffnen sich ihm auch sonst kalte, abweisende Herzen. In der Weißsonntagspredigt spricht er als wahrer Vater und Seelsorger, als Hirt der Herde Christi, der die jungen unschuldigen jungen Vämmer dem Hirten Jesus zuführt. An diesem Tage fühlt sich Pfarrer und Gemeinde ein Herz und eine Seele. Und wenn vorher Streit und Mißverständnis herrschte, heute denkt niemand daran, jeder würde es als eine Entweihung, als einen rohen Eingriff in die Heiligkeit des Tages halten, wenn jemand der früheren Uneinigkeit Erwähnung tun wollte. Die Erinnerung an den eignen Weißsonntag in der Unschuld und Heiligkeit der eignen Kindheit ist oft der Anlaß zur Lebensbesserung und tieferen Auffassung von Pflicht und Gerechtigkeit. Auch die

Wohlthätigkeit, die Liebe und das Erbarmen zum Nächsten, feiern heute Triumphe. Es braucht nur eine Andeutung des Priesters, und welche Mutter, welcher Vater wird da nicht weit die Hand öffnen, um den armen Mitmenschen einen Teil dessen zu verschaffen, wovon sein Herz heute überfließt. Für die armen Kommunionkinder in der Diaspora, so lautet die Einladung des Bischofs zu Gaben am Weißsonntag. In der Tat, die geistige Not und Armut der Diasporakatholiken, namentlich der Kinder, ist ein Kapitel, so ergreifend, so wehmütig, daß jeder Katholik, der die Wohlthat und die Gnade einer geordneten Seelsorge genießt, am Weißsonntag gerne derer in Liebe und Tat gedenkt, die dieses Glückes nicht teilhaftig sind.

Ebenfalls um das heilige Sakrament gruppiert sich das liebevolle Fronleichnamsfest. Es ist die Guldigung der Gemeinde, ihrer Häuser, Straßen und Gärten an ihren Gottkönig, da er seinen Triumphzug als sakramentaler Gott durch die Gemeinde hält. Alles, was die Gläubigen an Kostbarkeiten besitzen, an Schmuck und Bier der Natur und der Kunst sich verschaffen können, bieten sie an diesem Tage auf, wie auch die Kirche an Pracht und Glanz in den Paramenten und religiösen liturgischen Gegenständen mit den Gläubigen weiteilt. Wenn auch die Teilnehmer der Fronleichnamprozession hier und da verwundert ausblicken über die Anordnung und Verwendung von Schmuck und Bier an den Häusern, was an Sinn für Schönheit und Kunst fehlt, ersetzt reichlich die Liebe und Ergebenheit der Gläubigen an Jesus, ihren Herrn und Heiland. Vier Stationen werden auf dem Prozessionsweg errichtet, gleichsam vier Tabernakel des Herrn mit all dem Segen, den der Herr da spendet, wo er seine Wohnung aufgeschlagen. Deshalb die Ehre, die sich die Leute anrechnen, wenn sie an ihrem Hause eine Station errichten dürfen, und der Wettstreit unter den vier Gläubigen, den schönsten Altar zu haben, den reichsten Schmuck aufzuwenden.

Gegen Ende des Jahres, nach dem großen Gedächtnistage aller Heiligen des Himmels, begeht die Gemeinde wieder eines ihrer ergreifenden Familienfeste. Es ist aber kein Fest mit frohen Geschern, mit Fahnen und Standarten, sondern ein Tag in Wehmüt und Leid, der Allerseelentag, der Gedenktag derer, die im Herrn entschlafen, aber von der Anschauung des Herrn vorerst noch ausgeschlossen sind, bis sie die ihnen noch anhaftende Schuld abgelegt haben und des Eintrittes in das himmlische Reich für würdig befunden werden. Auch an diesem Tage tritt der Pfarrer als Vater und Freund seiner Gläubigen unter sie und nimmt teil an ihrem Weh, daß der Tod über sie gebracht, und weist hin nach jenem heiligen Berge, den wir alle einmal besteigen müssen, wenn wir die Höhe erreichen wollen, und sucht die Sehnsucht nach der Ewigkeit und nach den lieben Heimgegangenen wachzuhalten. Nach Anordnung der Kirche geht er durch die Gassen, die rechts und links der Ruhestätten unserer Toten liegen, und nimmt geweihtes Wasser und besprengt damit die Ruhestätten, die die Liebe der Angehörigen geschmückt und mit Lichtern besteckt hat. Das ewige Licht leuchte ihnen! Das ist das Gebet des Priesters und der Gläubigen, und die ewige Ruhe schenke ihnen der Herr. Wie in der christlichen Ehe ist bei Leid und Heim-

fahrungen die wahre Liebe der Ehegatten zu einander sich offenbart, so wird auch in der geistigen Ehe, die zwischen Pfarrer und seiner Gemeinde besteht, an solchen Tagen der Behmut die Liebe und Hingabe zu einander geboren, geweckt und zu heldenhafter Größe entfacht. Ein Pfarrer in einer solchen Gemeinde, der es versteht, diese Familientage im Geiste der Kirche zu begehen, ist der Lehrer und Führer seiner Pfarrkinder. Er gilt ihnen wie ein von Gott Gesandter, als ihr guter Hirte, der seine Schafe nur auf gute Weide führt. Was er sagt, ist ihnen wie eine Offenbarung, was er tut, wie ein Befehl zur Nachahmung. Die Tugend hat in einer solchen Gemeindefamilie ihren Sitz ausgeschlagen, das Laster, die Sünde muß sich verkriechen und Gott mit seinen heiligen Engeln kommt und wohnt daselbst.

Das sind die alljährlich wiederkehrenden Gedächtnistage. Sie sind wie ein duftiger Maienfranz, oder besser wie ein Kranz von Immergrün, da die Liebe, die heilige Gottesliebe nimmer stirbt, ewig grünt und jugendlich bleibt. Von Zeit zu Zeit treten besondere Familiengedenktage hinzu, ähnlich wie auch in der Familie durch Geburten, Heiraten, Sterbefälle neue Tage der Erinnerung festgehalten, neue Bande der Verwandtschaft, der Freundschaft geschlossen werden. Ein solcher Tag ist die Mission, d. h. jene heilige Zeit von gewöhnlich acht bis zehn Tagen, da fremde Priester, gewöhnlich Ordenspriester, auf Einladung des Pfarrers kommen und in täglich drei Predigten und in ergreifenden Andachtsübungen eine religiöse Erneuerung, eine Auffrischung des ganzen religiösen Lebens, eine Weckung der christlichen und latholischen Grundsätze zu erstreben suchen. Wochenlang vorher wird die Gemeinde auf diese heilige Zeit hingewiesen und die Stimmung dazu geweckt. Die Ständepredigten, d. h. eigne Predigten für die einzelnen Stände (Männer, Frauen, Bedige), an denen die nicht Eingeladenen nicht teilnehmen dürfen, bilden den Höhepunkt der Mission. Abgeschlossen wird die Mission durch die Generalbeichte. Das ist das Endergebnis des Einzelnen, das religiöse Resultat der ganzen Mission, natürlich in sich enthaltend alle Vorsätze, die der einzelne als Notwendigkeit für seine Stellung zu Gott erkannt hat. Die Aufrichtung des Missionskreuzes an hervorragender Stelle im Innern der Kirche oder in seiner Nähe soll dann die Erinnerung an die empfangene außerordentliche Gnade wachhalten. Gewöhnlich kommt eine Abordnung der Gemeinde am Vorabend der Abreise der Missionare, um den Dank auszusprechen für das viele Gute, das in diesen Tagen auf die Gemeinde kam. Nicht bloß die religiöse Seite hat einen Gewinn zu verzeichnen, auch die rein bürgerliche, staatliche Seite muß am Gelingen einer Mission das größte Interesse haben. Bekannt ist, daß nach wilden aufgeregten Zeiten sogar staatliche Behörden die Abhaltung von Missionen gewünscht und gefördert haben. Diese Behörden betrachteten die Missionen natürlich nur von ihrem Standpunkte aus als Mittel, unter der Bevölkerung die staatsbürgerlichen Tugenden, namentlich die Untertanentreue, zu heben und zu festigen. In Preußen haben die Staatsbehörden bisher in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und Verblendung die Missionen verhindert oder erschwert und mit lächerlichen Polizeimaßregeln schikaniert. Hoffentlich ist diese Kulturkampflust mit dem Kriege verschwunden. Neue Männer sind an die Spitze der Verwaltung getreten, die hoffentlich auch den neuen Geist, den durch den Krieg geläuterten großmütigen und weitsichtigen Geist in sich tragen, und gerne sind unsere Geistlichen im Welt- und Ordensstand bereit, die durch den Krieg arg ins Wanken geratenen christlichen Grundsätze, die zugleich die besten Grundlagen für das Gedeihen des Staates sind, unter der Bevölkerung zu erneuern und zu festigen.

Bpo.

Der hl. Ludwig von Toulouse, ein jugendlicher Heiliger

19. August.

„Acht Jahre war Josias alt, da er zu regieren begann. Und er tat was recht war vor dem Angesichte des Herrn und wandelte auf den Wegen Davids, seines Vaters, und wich nicht ab, weder zur Rechten, noch zur Linken.“

II. Paral. 34, 1. 2.

In sehr schwerer Zeit wurde Josias König von Jude: Unter seinem Vater, dem Könige Amon und seinem Großvater, dem Könige Manasses, war der Götzendienst eingeführt und alle Fester hatten sich breit gemacht. Der König wurde von Revolutionären erschlagen. Das Volk aber erschlug auch diese Königsbrüder und erhob den Josias auf den Königsthron. Also Verwirrung überall. Schlechte Ratgeber und lasterhafte Menschen in des Königs Nähe. Und der König selber, ein Kind von acht Jahren, der noch der Erziehung bedurfte. Und dennoch heißt es von ihm: „Er tat was recht war vor dem Angesichte des Herrn, und wich nicht ab, weder zur Rechten noch zur Linken.“

Gott läßt uns zuweilen solch ein liebliches Wunderwerk seiner Gnade und Führung sehen: Ein jugendlicher Heiliger; ein Heiliger von Jugend auf. Wie die Blume im ersten Augenblick ihrer Entfaltung sich dem Lichte zuwendet, so wendet ein solch glückliches Menschenkind im ersten Augenblick des Erwachens seiner Vernunft sich zu Gott hin und wird dort so vom göttlichen Gnadenstrahl gefesselt, daß er unverwandten Blickes seine Augen auf Gott gerichtet hält. Alle Zerstreuungen und Freuden der Erde vermögen nicht seine volle Aufmerksamkeit zu fesseln. Aller Schmutz und alles Niedrige dieser Welt prallt ab an seinem weißen Kleide der Taufschuld. Nicht bloß mit Achtung, sondern mit Liebe und Ehrfurcht schauen wir auf einen solchen jugendlichen Heiligen. Und das um so mehr, wenn er mit den schönsten Vorzügen des Körpers, des Herzens und des Geistes ausgestattet, einer hohen und angesehenen Familie entsprossen, von der Welt mit den reizendsten Einladungen empfangen wurde.

Damit ist der Heilige gezeichnet, dessen Fest wir am 19. August begehen: Der hl. Ludwig von Toulouse. Er wurde geboren im Jahre 1274 auf dem Schlosse Brignolles in der Provence, als zweiter Sohn Karls II., Königs von Neapel und Sizilien. Es floß allerdings nicht bloß königliches Blut in seinen Adern, sondern auch das Blut von Heiligen. Von Vaters Seite war er verwandt mit dem König Ludwig dem Heiligen von Frankreich, von Mütter Seite mit der hl. Elisabeth von Thüringen. Von Kindheit an zeigte er einen ungewöhnlichen Ernst und tiefinnige Frömmigkeit. All die zarten Aufmerksamkeiten, Rücksichten und Schmeicheleien, die man ihm erwies, vermochten sein Herz nicht zu fesseln. Es gehörte Gott. Nur aus Liebe zu Gott nahm er teil an den Spielen und Vergnügungen der Edelknaben, damit er ihnen die Freude nicht verderbe. Sobald es aber anging, entzog er sich der Gesellschaft und flüchtete in die Einsamkeit mit Gott, in Kirchen und Klöster. Seine fromme Mutter pflegte und entwickelte diese herrlichen religiösen Anlagen. Sie erwärmte sein Herz mehr und mehr für das Gute und Heilige und führte ihn durch Wort und Tat zu immer engerem Anschluß an Gott.

So verging seine Jugend bis zum 14. Lebensjahre. Eine glückliche Zeit! Glück und Freude um ihn. Mehr Glück und tieferes Glück aber in seinem Herzen. Er selber die Freude seiner Eltern und seiner Kameraden; ein Schauspiel der Engel des Himmels. Dann kamen Jahre, wo er den festen Anschluß an Gott gut brauchen konnte, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen.

Sein Großvater, Karl von Anjou, hatte den Thron von Neapel und Sizilien eingenommen.

Mit verbissenem Ingrimm ertrugen die Sizilianer die Fremdherrschaft. Am zweiten Oster-

feiertage 1282 erhoben sie sich meuchlings und richteten in Palermo unter den Franzosen ein greuliches Blutbad an — genannt die sizilianische Vesper. Karl von Anjou begab sich zu neuen Rüstungen in seine französischen Staaten, und ließ seinen ältesten Sohn Karl, den Vater unseres Heiligen, als Reichsverweser zurück. Die Sizilianer bekamen aber noch Verstärkungen. Sie besiegten den Reichsverweser und brachten ihn als Kriegsgefangenen nach Barcelona. Nach vier Jahren harter Behandlung wurde er entlassen, mußte aber drei seiner Söhne und 60 junge Adelige als Geiseln stellen. So kam Ludwig in die Gefangenschaft. Während seine Mitgefangenen über die rauhe Behandlung sich oft betrübt und sich dem Kummer überließen, war seine Seele stets voll Ruhe und Frieden und sein Angesicht voll milder Heiterkeit. Er pflegte zu sagen: „Die Glücklichen, die alles besitzen, was ihr Herz begehrt, übernehmen sich gar leicht, vergessen des Herrn und gehen auf losen Wegen von ihm ab. Wehe dem Manne, dem Gott seine Leiden sendet! — Er geht an ihm als einem Zeigling vorüber.“ — Ganz gab sich Ludwig der Andacht und dem Studium hin. Zwei Priester aus dem Franziskanerorden gaben ihm Unterricht in der Philosophie und Theologie, worin er große Fortschritte machte.

Der Schritt vom Königssohn zum armen Franziskaner ist ein sehr großer. Um ihn ganz vom Irdischen loszulösen, schickte Gott ihm eine schwere Krankheit. Nachdem er die Krankheit überstanden, war er fest entschlossen, der Welt zu entsagen und Franziskaner zu werden. Bald ließ er sich die tonsur und die niederen Weihen geben.

Nach sieben langen Jahren, im Jahre 1295, erlangte er seine Freiheit wieder. Im selben Jahre starb sein älterer Bruder Karl Martell. Ludwig war nun Thronfolger. Er verzichtete aber zu Gunsten seines jüngeren Bruders Robert. Dann bereitete er sich in einem Franziskanerkloster bei Neapel auf die hl. Priesterweihe vor. Nach Empfang derselben reiste er mit seinem Vater und seinem Bruder nach Rom. Papst Bonifatius VIII. hatte von seinem Leben vernommen und freute sich, bei diesem jungen Priester vereinigt zu sehen: Hohe Geburt, ausgezeichnete Kenntnisse, liebenswürdiges Wesen, große Charakterfestigkeit und hervorragende Frömmigkeit. Trotz seiner Jugend weihte er ihn zum Bischof von Toulouse. Im Gehorsam nahm Ludwig an. Bevor er aber sein bischöfliches Amt antrat, legte er am Weihnachtsabend die Ordensgelübde ab und bekleidete sich mit dem rauhen Ordenskleide des hl. Franziskus. Von jetzt an lehrte er auf seinen Reisen nur in Klöstern ein und duldete keine Ehrenbezeugungen. In Florenz führten ihn die Brüder in ein für ihn vorbereitetes Gemach, das mit reichen Tapeten behängt und mit den Wappenschildern von Neapel und Frankreich verziert war. Kaum setzte er den Fuß über die Schwelle, so trat er wieder zurück und sprach: „Was ist das? — Das Kabinett eines weltlichen Fürsten, nicht die Zelle eines armen Religiösen. Sogleich räumt diesen Tand weg, wenn ihr wollt, daß ich bei euch!“ — ein Bruder unter Brüdern — Herberge nehmen soll.“ Bei seinem Einzuge in Toulouse war eine zahllose Menschenmenge versammelt. Alle konnten den hohen Königssohn, den schönen jugendlichen Bischof im unscheinbaren Gewande des hl. Franziskus nicht genug ansehen und bewundern. Einige welterfahrene Männer äußerten Besorgnis, ob ein so junger und hochgeborener Herr wohl von dem Beispiele anderer prächt- und genussüchtiger Prälaten unberührt bleiben und auf dem betretenen Wege der Weltentäußerung beharren werde. Als Bischof Ludwig davon hörte, rief er zum Himmel blickend aus: „Herr, du bist das Leben und der Weg — lieber lasse ich das Leben, als diesen deinen Weg.“

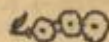
Mit diesem Wahlspruch trat er die Verwaltung seines Bistums an, und diesem Wahlspruch blieb er treu. Zuerst untersuchte er die Spitäler und Gefängnisse, die Armen- und Krankenhäuser der Stadt. Alle Uebelstände und Ungeheuerlichkeiten

er entfernen. Oft pflegte er zu sagen: „Lieblosigkeit hindert die Andacht und entweicht das Heilige, tätige Menschenliebe aber führt zu Gott.“ — Von seinem Einkommen bestimmte er sofort $\frac{1}{4}$ für wohlthätige Zwecke. Er bereiste sodann seine Diözese, „ging umher und tat wohl“. Jedes fremde Leid betrückte ihn, jede fremde Not zitterte in seinem Auge; jede fremde Freude schwellte seine Brust. Trost und Hilfe trug er gleicherweise in die Paläste, wie in die Hütten. Als er einst am Bette eines verlassenen Kranken Ungeziefer ausließ, sagte er lächelnd zu seinen Begleitern: „Sehet, das sind die Perlen der Armut.“ Er vereinigte in seinem Wesen eine liebliche Mischung von Ernst und Milde, von Würde und Einfalt, von Wärme des Gemütes und Klarheit des Geistes, so daß Hoch und Nieder ihm mit Begeisterung und Verehrung anhing. In seinen bischöflichen Amtshandlungen richtete er sich mit peinlichster Gewissenhaftigkeit nach den kirchlichen Bestimmungen.

Der liebe Gott wollte diese jugendliche Himmelsblume nicht die Runzeln des Alters sehen lassen: Erst 23 Jahre alt, erkrankte er in seinem Geburtsort Brignolles. Er fühlte die Nähe des Todes und erwartete ihn mit der Freudigkeit des Glaubens. Am 19. August 1297 schloß er seine kurze Pilgerschaft. Seinem Testamente gemäß wurde er in der Franziskanerkirche zu Marseille begraben. Schon nach 20 Jahren wurde er heilig gesprochen. Seine Mutter erlebte noch die unaussprechliche Freude, das Bild ihres Sohnes auf den Altar erhöht zu sehen.

Wie selig, wer von Jugend an
Mit Liebe geht die Himmelsbahn!
Rein steht sein Leben ohne Mängel
Als Bruder lieben ihn die Engel.

Von P. R. Sch., O. F. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch., O. F. M.

Von den Geboten Gottes.

Wie sündigt man gegen die Liebe Gottes?

Es heißt mit Recht: Gegen das erste Gebot Gottes sündigt, wer gegen die Gottesverehrung fehlt. Auch findet sich nicht selten der Satz: Gegen das erste Gebot sündigt, wer gegen den Glauben, die Hoffnung und die Liebe sündigt. Wie verhält sich das?

Das erste Gebot verlangt, daß wir Gott die ihm gebührende Verehrung erweisen, verlangt also die innere und äußere Gottesverehrung. Zur Tugend der Gottesverehrung gehört nun, 1. daß wir Gottes Hoheit und Würde (Herrschaft, Eigenschaften, Vollkommenheit) anerkennen, und 2. daß wir infolge dieser Anerkennung ihm unsere Unterwürfigkeit bezeigen. Die innere Anerkennung der Vollkommenheit Gottes geschieht vor allem durch Glaube, Hoffnung und Liebe, sodann durch Anbetung Gottes und durch das Gebet überhaupt, sowie durch die Dankagung insbesondere. Die Unterwerfung unter Gott nennen wir auch Unterwürfigkeit unter den Willen Gottes oder Hingabe an Gott. Deshalb handeln wir nacheinander über: Glaube, Hoffnung, Liebe, Gebet, Dankbarkeit, Hingabe an Gott. — Sodann handeln wir von der äußeren Gottesverehrung und endlich von dem, was sowohl gegen die innere, wie auch gegen die äußere Gottesverehrung verstößt, das ist: Abgötterei, Aberglaube, Sacrileg und Simonie. Jetzt kommt nun die Frage, wie man sich gegen die Liebe Gottes verständigen kann.

Ein sanftes Schaudern, ein liebliches Sehnen, ein stilles Staunen muß uns durchzucken, wenn wir nur das Wort „Gottesliebe“ aussprechen hören.

Und wenn ich die Sprache aller Menschen spreche,
Wenn meine Rede wäre Engelsang,
Und wenn dabei die Liebe mir gebrähe:
Ich wäre törend Erz, nur Schellenklang.

Wie ich erfüllt von der Erkenntnis Schätzen,
Duschlaute alle Tiefen ich des Lichts,
Und hätte Glauben, Berge zu versetzen,
Allein die Liebe nicht, so war ich nichts.
Und gäbe ich den Armen all das Meiste,
Den eignen Leib selbst zum Verbrennen hin,
Und nur die Liebe fehlte mir, die eine:
Ich hätte alles dessen nicht Gewinn.“

(M. v. Diepenbrock.)

Sünden gegen die Liebe ist jede Todsünde; denn durch sie geben wir dem Geschöpfe den Vorzug vor Gott, — und jede lässliche Sünde; denn durch sie wird das Herz gleichsam geteilt, und neben Gott wird das Geschöpf auf ungebührliche Weise geliebt. Obwohl mithin jede Sünde gegen die Liebe Gottes verstößt, so begeben wir damit doch nicht eine neue Sünde, derart, daß wir dieselbe noch besonders zu beichten hätten. Wenn jemand z. B. sich anklagt, daß er freiwillig, ohne genügenden Grund Sonntags die hl. Messe versäumt hat, so braucht er nicht dazu anzugeben, daß er dadurch gegen die Liebe Gottes gesündigt hat; sondern das ist in der Sünde schon enthalten. Ähnlich verhält es sich auch mit der ungeordneten Weltliebe und mit der Gleichgültigkeit gegen Gott, von denen nachher die Rede sein wird. Dieses vorausgesetzt, sagen wir:

Gegen die Liebe Gottes verständigen wir uns, wenn wir

1. **Gott nicht allein lieben:** verkehrte Weltliebe,
2. **Gott zu schwach lieben:** Gleichgültigkeit gegen Gott,
3. **Gott zu unbeständig lieben:** Widerwillen und Murren gegen Gott.
4. **Gott hassen:** Haß gegen Gott.

Die verkehrte Liebe zur Welt. Gott der Herr ist ein eifersüchtiger Gott. Er will unser ganzes Herz. Wer also die Welt auf unordentliche Weise liebt, wer sein erstes Augenmerk auf ihre Schätze, auf ihre Freuden, auf ihre Ehre richtet, dem sagt die heilige Schrift: „Wer ein Freund der Welt sein will, der wird ein Feind Gottes.“ (Jak. 4. 4.) „Habet nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt lieb hat, so ist nicht die Liebe des Vaters in ihm.“ (1. Joh. 2. 15.) „Gott zerstreute die Gebeine derjenigen, die den Menschen gefallen.“ (Ps. 52. 6). Das ist aber nicht so zu verstehen, daß jede Liebe zur Welt verkehrt ist, sondern zunächst müssen wir uns hüten, daß wir nicht etwas Irdischem zu Liebe etwas Böses tun, oder etwas Gutes, zu dem wir verpflichtet sind, unterlassen. Sodann müssen wir beachten, daß wir nur dann in der Liebe zu Gott hoch emporsteigen, wenn wir uns möglichst von Anhänglichkeit an die Güter dieser Welt los machen und sie nur deswegen schätzen und erstreben, weil es unsere Pflicht ist.

Der hl. Franz von Sales sagt: „Wenn ich wüßte, daß sich in meinem Herzen auch nur eine Faser befände, die nicht für Gott wäre, so würde ich sie alle sogleich herausreißen. Die reine Liebe zu Gott muß alles im Herzen verzehren, was nicht Gott ist.“

Gleichgültigkeit gegen Gott. — Vor Jahren lebte auf einem großen Hofe eine Frau, die war gesund und kräftig, arbeitete von morgens früh bis abends spät, aber von Gott und von der Ewigkeit mochte sie nichts hören. Am Beten hatte sie keine Freude; zuweilen ein oder anderes Vater unser, das war ihr ganzes Beten. Nur selten kam sie am Sonntag in die Kirche. Keine Zeit! Alles andere war ihr wichtiger. Ging sie doch einmal zur Kirche hin, war sie sicher immer zu spät daran. Die Predigt hörte sie niemals. „Das weiß ich schon alles“. Die Festtage waren nicht nach ihrem Geschmack. Höchstens die „Hauptfesttage!“ — Ram ein Bettler, so hieß es: „Faules Bettelvolk!“ Die unliebste Zeit im Jahre war ihr die Osterzeit. „Ich weiß garnicht, was ich eigentlich beichten soll. Ich bin eine rechtschaffene Frau; mir kann niemand etwas nachsagen.“ — So steht's ungefähr bei jemanden aus, wo die Gleichgültigkeit gegen Gott im

Herzen wohnt. Von Gottesliebe ist da nicht viel zu verspüren. Man verhält sich gegen Gott wie gegen einen fremden Menschen, an dem man vorübergeht, ohne nochmals an ihn zu denken.

Was wird wohl Gott zu einer solchen Gesinnung sagen? — Das hat er deutlich in die heilige Schrift hineinschreiben lassen: „Weil du lau bist, darum will ich anfangen, dich auszuspülen aus meinem Munde“. Wenn du lauwarmes Wasser trinkst — nicht wahr, es wird dir übel, du speist es gleich wieder aus. So hat Gott Abscheu gegen einen lauen und gleichgültigen Christen.

Widerwillen und Murren gegen Gott.

Die rechte Gottesliebe zeigt sich am besten, wenn Gott uns nicht so behandelt, wie wir es am liebsten hätten. Ist die Liebe zu Gott schwach im Herzen, oder fehlt sie gar, dann fängt der Mensch im Unglücke an zu murren gegen Gott und läßt Abneigung und Widerwillen gegen Gott in seinem Herzen Platz greifen. Brennt aber im Herzen die reine heilige Gottesliebe, wie das ewige Lichtlein Tag und Nacht vor dem Allerheiligsten, dann spricht der Mensch auch im größten Unglück: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit.“

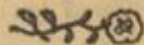
Herr, dein Will' gescheh,
Wo ich geh' und lieh'
Herr, dein Will' gescheh,
Wenn ich's auch nicht versteh'
Herr, dein Will' gescheh,
Und tut's auch noch so weh'!

Der Haß gegen Gott! Ein furchtbares Wort! Die allerschrecklichste Sünde, die es giebt. Die Teufel hassen Gott. Ein Mensch, der noch einigermaßen guten Willens ist, braucht sich über diese Sünde nicht zu erschrecken; denn selbst ein Widerwille gegen Gott und seine Anordnungen, selbst wenn er schwer sündhaft ist, ist immer noch kein Haß gegen Gott. Allerdings giebt es Menschen, die durch langes Sündenleben alles Gift und Feuer der Hölle in sich aufgenommen haben, und mit grimmigem Abscheu erfüllt sind gegen Gott und gegen alles, was von ihm kommt und an ihn mahnt. Sie zürnen schon, wenn sie seinen Namen hören, sie möchten ihn vom Thron der Ewigkeit reißen, sie werden ungehalten, wenn sie einen Priester sehen; sie fahren auf, wenn vom Kirchensuche, von der Predigt, vom Empfange der Sacramente die Rede ist.

Die Liebe Gottes soll uns nicht ängstigen, auch wenn wir sie nicht fühlen; sie soll uns auch dann nicht ängstigen, wenn der Verlust irdischer Dinge mehr Eindruck auf uns macht, als der Verlust geistiger Güter; denn die Sinneneindrücke wirken am stärksten auf die Seele. Das sicherste Kennzeichen für den Besitz der Gottesliebe giebt uns Jesus selber: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.“

Nun weiß ich, wie die Liebe siegt.
Ausharrend bis zum Ende;
Das Auge bricht, die Seele steigt
In Gottes Vaterhände.
Vergebens knirscht der starke Tod,
Die Hölle droht vergebens;
Die Liebe steigt in Todesnot,
Hoch springt der Quell des Lebens.“

(Gall Morel.)



Bebet eines Kindes zum hl. Schutzengel

O heiliger Schutzengel! sei mein Begleiter,
Mein Hüter und Ratgeber, Helfer und Streiter
Im Kampf gegen Feinde, in Not und Gefahren!
O hilf mir die Reinheit des Herzens bewahren!
Geleit' mich empor auf der Tugenden Leiter
Zum Himmel, zu Gott, zu den seligen Schaaren!

„Das katholische Kirchenjahr.“

Karl

Geschichte eines Westerwälder Helden.

Von Jakob Schönbürger.

Nachdruck verboten.

„Karl! Karl! Komm doch aus dem Knecht! Du wirst so durch un durch naß,“ ruft die überängstliche Mutter ihrem vierzehnjährigen Sohn zu, der mit seinen Kameraden an der Scheune steht. „Knecht! Knecht! Et trocknest so nur en beßche“, erwidert er in ärgerlichem Tone, weil er sich in den Augen der andern Jungen herabgesetzt fühlt. Sie kennen die Schwäche der Mutter schon längst, ihren einzigen Sohn etwas zu verzärteln. Er wurde deshalb gern von ihnen gehänselt. Im zwölften Jahre ihrer durchaus glücklichen Ehe war der ihr geschenkt worden, als sie schon keine Hoffnung auf Nachkommenschaft mehr hegte. Auf diesen folgte kein Kind mehr. Er war also so eine Art Wunderkind. Mit solchen Augen betrachtete ihn auch die Mutter. Diese Auffassung entsprach ihrer mystischen Lebensanschauung. Dann aber entsprang ihre Reizung zur Verzärtlung des Jungen einer ganz berechtigten Sorge. Ihr Mann war schwächlich und kränklich. Eine Vererbung dieser mangelhaften körperlichen Veranlagung war doch nicht gerade ausgeschlossen, obwohl diese Befürchtung überflüssig war, da der Sohn seinem Körperbau und seiner ganzen Natur nach das Ebenbild der Mutter war, die eine robuste Gesundheit besaß. Sie brauchte sich in dieser Beziehung keinerlei Beschränkung aufzuerlegen. Sie konnte so lange und so viel arbeiten, wie sie wollte. Ihre starke und zähe Natur unterlag nie. So unerbittlich streng sie gegen sich selbst war, so weich und besorgt war sie ihrem Manne und ihrem Sohne gegenüber.

In seiner geistigen Veranlagung ähnelte er dem Vater. Er war von langsamer Fassungskraft; der ganze geistige Prozeß träge; die Denkkraft ohne besondern Schwung; die Entschlußkraft entbehrte der festen Spannung. Sollte er irgend eine Beförderung machen, so eilte es der ganzen pädagogischen Geschicklichkeit der Mutter, um ihm die nötige Belehrung zu geben. Den ganzen Aufwand ihrer mütterlichen Autorität kostete es sie aber, um ihn auf den Weg zur Tätigkeit zu bringen. Denselben Kampf hatte sie nach ihrer Heirat mit den Schwächen ihres Mannes zu bestehen gehabt. Durch Treue und Ausdauer bei der einmal übernommenen Arbeit wurden diese Mängel vollständig weit gemindert.

In der Volksschule gehörte Karl zwar zu den mittelmäßigen Schülern, doch überraschte er Lehrer und Mitschüler durch manchen selbständigen Gedanken. An Aufopferung seinen Kameraden gegenüber übertraf ihn keiner.

Des Nachbarn Sohn Wilhelm war ein besonders wilder und waghalsiger Bursche. Seinem Tatendrange und seinem Mute konnte er am besten Raum geben durch Erklettern der höchsten Bäume. Er zeigte dabei eine ganz erstaunliche Gewandtheit und Sicherheit, die ihn aber auch zu den lebensgefährlichsten Bewegungen verleitete, wenn er sich auf einem Baume befand. Seine Mutter stand Todesangst aus, wenn sie ihn in dem Wipfel eines Baumes sich schaukeln sah. Mit der Schnelligkeit eines Eichhörnchens schwang er sich von Ast zu Ast.

Eines Tages war er mit Karl in den Wald gegangen. Auf einer Eiche entdeckte er das Nest eines Eisternpaars. Er wußte ganz genau, daß jetzt junge Vögel in dem Neste waren, von denen er sich einen holen und aufziehen wollte. Eine junge Krähe hatte er schon zu Hause. Schnell ist er oben an dem Neste. Soeben streckte er sein Hand aus, um eine junge Elster aus dem Neste zu nehmen. Da kommen die Alten herangeflogen. Sie umflattern erregt den Baum. Als er aber ein junges herausgenommen und in der Hand hält, stoßen die beiden Vögel so heftig auf das Nest herunter, daß einer ihm mit den Flügeln stark das Gesicht streift. Erschrocken schließt er die Augen und öffnet unwillkürlich beide

Hände. Das junge Vöglein erhält die Freiheit und taumelt zu Boden. Er aber verliert das Gleichgewicht und stürzt hinunter. Im unteren Teil des Baumes bleibt er mit dem Hals zwischen dem Stamm und einem Aste eingeklemmt hängen. Mit Entsetzen sieht ihn Karl in dieser furchtbaren Lage. Wenn hier nicht rasch geholfen würde, dann mußte ihm von der eigenen Schwere des Körpers der Hals zugezogen werden. So schnell als es ihm seine mangelnde Fertigkeit im Klettern erlaubt, steigt er den Baum hinauf. Als er oben ist, erkennt er zu seinem Schrecken, daß Wilhelm durch den Fall ohnmächtig geworden ist. Er hebt den hängenden Körper so viel, daß der eingeklemmte Hals etwas frei wird. Wilhelm schöpft tief Atem, aber er erwacht nicht aus seiner Ohnmacht. Karl stand nicht hoch und fest genug, um ihn so hoch zu heben, daß er mit Hals und Kopf aus der Fange heraustam. Und wenn ihm das auch gelungen wäre, dann war es noch immer unmöglich, den Ohnmächtigen vom Baume herunterzubringen; denn dann liefen sie beide Gefahr, den Hals zu brechen. Es blieb ihm also vorläufig nichts anderes übrig, als den hängenden Körper so viel zu heben, damit der Hals frei blieb und Wilhelm vor dem Ersticken bewahrt wurde. Das ging auch so lange gut, als Karl die Kräfte nicht versagten. Nach zwei Stunden befiel ihn ein heftiges Zittern, dunkle Schatten legten sich ihm vor die Augen; er fühlte, daß er nicht mehr die Kraft besaß, allein vom Baume herunter zu steigen; krampfhaft hält er sich fest; jeden Augenblick fürchtet er, hinunter zu stürzen. Seinen Freund stützt er noch immer, so viel es ihm bei seiner schwindenden Kraft möglich ist. Da ertönt plötzlich lautes Gebell in seiner Nähe. Gleich darauf sieht er auch den Förster mit einem Waldarbeiter sich der Eiche nähern. Die Freude über die nahende Hilfe erschließt ihn wieder so viel, daß er seine Lage kurz erklären kann. Mit unfaßlicher Mühe gelingt es den beiden, zuerst ihn und dann seinen Kameraden aus dieser gefährlichen Lage zu befreien. Dann wurde ein Wagen aus dem Dorfe geholt, auf dem man beide nach Hause schaffte; denn auch Karl war nicht mehr fähig, auch nur einen Schritt zu gehen. Er versiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst den folgenden Nachmittag gesund und froh erwachte. Sein Kamerad war gerettet, obwohl er noch etwas bleich aussah. Von seinem waghalsigen Klettern hörte man fernherin nichts mehr. Als Karl zum Besuche seines Kameraden das Haus des Nachbarn betrat, wußte sich die Mutter Wilhelms vor Freude und Glück kaum zu halten. Voll Dank schloß sie ihn in ihre Arme und sagte zu ihm voll Zärtlichkeit: „Du bist ein guter Junge und ein treuer Kamerad.“ Mit sanfter Gewalt entwand sich Karl den Armen der Frau und blieb stumm dem Lobe gegenüber, das ihm peinlich war. Dann eilte er rasch an das Bett seines Freundes, der ihn mit einem warmen Händedruck und dankbaren Blick empfing. Karl mußte ihm nun ausführlich über den Verlauf des Unfalles berichten. Dann aber erkundigte er sich sofort nach dem Schicksal der jungen Elster. Dabei richtet er sich im Bette plötzlich auf, ein Beweis, daß er die Folgen des Unfalles glücklich überstanden hatte.

In der Nähe des elterlichen Hauses von Karl stand ein alter Laubbrunnen. Das Wasser fiel in einem kristallhellen, kräftigen Strahle in einen eisernen Trog, aus dem das Vieh getränkt wurde. Der Brunnen lag am Fuße eines Bergabhanges, dessen oberer Teil dicht bewaldet war. Dort entsprang die Wasserader, welche den Brunnen speiste, die auch in heißen Sommern nicht versiehte. Hinter dem Brunnen befand sich ein Obstgarten, in dessen vorderen Teile mehrere alte Nußbäume standen, die mit ihren breiten Kronen den Brunnenplatz überschatteten und ihn an

heißten Tagen zum wohligen und labenden Aufenthalt machten. Vorhin lenkte Karl in der besseren Jahreszeit morgens seine Schritte, um sich mit dem frischen Bergwasser zu waschen. Am heißen Mittag labte er sich dort an einem kühlen Trunk. Hier trankte er seine Kräfte.

So manche Stunde weilte er in der alten Mühle am Bache. Am liebsten unterhielt er sich mit dem lustigen Müller. Dessen Verrichtungen konnte er so gut, daß er ihn manchmal vertreten konnte. Das Klappern der Mühle war ihm ein vertrauter, traulicher Klang, von dem er sich noch eine Strecke begleiten ließ, wenn er zur Arbeit ging, und der ihn froh begrüßte, wenn er zurückkam. Näherete er sich des Nachts dem Orte, so klang ihm der trauerte Klang wie ein liebes Gepläuscher ins Ohr. Zu Tode erschrocken war er, als es eines Tages hieß, die Mühle sollte abgerissen werden. Wie dankte er Gott von Herzen, als sich herausstellte, daß es nur ein leeres Gerücht war.

Das Wahrzeichen des Tales der südlichen Sayn ist die Kapelle, die der hl. Apollonia geweiht ist. Sie steht auf einer erhöhten Stelle der Talsohle. Den Vorplatz schmückt eine uralt Eiche, in deren Schatten der milde Wanderer Erquickung findet. Das Glöckchen der Kapelle mahnt die Bewohner des Tales dreimal am Tage zum Gebete. Karl war stets entzückt von dem Geläute. Nie zog ihm eine Liebe zu Gott durch sein Gemüt, als wenn diese einfachen Töne sein Ohr trafen. Er wußte es bei seiner Mutter durchzusehen, daß sie dem Glöckchen jährlich 30 Mark als besondere Vergütung gab. Abtölich von Karnhöfen erhebt sich eine Bergkuppe, der Rindersberg genannt. Auf dessen Mitte stehen mehrere mächtige Eichen und Buchen. Nach Osten breitet sich herrlicher Hochwald aus. Auf dem flachen, weiten Gipfel des Berges feierten die vielen Orte des Kirchspiels Weibenshahn, zu dem auch Karnhöfen gehört, von altersher gemeinschaftlich ihre großen Volksfeste. Zu den höchsten dieser Art gehörten das Siegesfest nach dem französischen Kriege und das Fest zum 20jährigen Papstjubiläum Pius IX. Die Freudenfeuer, die dann dort aufleuchteten, konnten stundenweit gesehen werden. Zu dem gewaltigen Holzstoß, der zu diesem Zwecke aufgeschichtet wurde, hatte jede Haushaltung so viel Weiden Holz zu liefern, als sie Köpfe zählte. Wenn am Abend die Feststillehner das Riesenseuer umstanden und gemeinschaftlicher Gesang anhub, dann leuchtete aus dem vom Feuerschein erhellen Gesichtern die reine, harmlosen Freude des deutschen Gemütes.

In der guten Jahreszeit durchstreifte Karl am Sonntag Nachmittagen mit seinen Kameraden den Wald. Das Ziel ihrer Wanderung war stets der Gipfel des Rindersberges. Von dort genießt man eine seltene Fernsicht. Der Blick schweift bis zu den Höhen des Siebengebirges. Hier geht einem im Sommer das richtige Verständnis auf für das Eichendorffsche Lied: „O Taler weit, o Höhen, du schöner, grüner Wald!“ Wenn sie die Aussicht genossen hatten, ließen sie sich unter den schattigen Bäumen nieder. Dann sangen sie Volkslieder. Für die erwachsenen Burschen und Mädchen war der Ort wie geschaffen zu einem Stellbischen. Man ergötzte sich an Gesang und Tanz. Auch wurde hier der erste Tanzunterricht erteilt.

Der Stolz eines reichen „Trierischen“ Bauern ist sein Ochsengepänn; denn die erstklassigen Bauern sind gerade daran zu erkennen. Die geringeren Bauern fahren mit Kühen. Die Eltern von Karl hatten sogar zwei Ochsengepänne. Mit diesen fuhren der Knecht und die Magd. Karl hatte ein eigenes Gepänn von zwei großen, weißgefleckten Kühen, die er selbst aufgezogen hatte. Sie waren sein Stolz. So gut genährt und gepflegt war kein Stück Vieh im ganzen Kirchspiel. Viehhäber von schönem Vieh blieben stehen, wenn er vorbeifuhr, und bewunderten die prachtvollen Tiere. Diese verstanden ihn auch.

Fortsetzung folgt.